

The ‘responsive event’ at steirischer herbst ’09 or Bernhard Waldenfels’ ‘kinetic epoché’ and performance today

Krassimira Kruschkova

Theory & Media Centre of Tanzquartier Vienna

kkruschkova@tqw.at

ABSTRACT

Bernhard Waldenfels’ idea of deconstruction as a “responsive event”, on the one hand, applies as an approach to the special format of the interdisciplinary conference *Wahlverwandtschaften* at the festival *steirischer herbst ’09*, and to its thematic leitmotif *All the Same – What is valid if everything is equal and valid?*

On the other hand, the occurrence of the responsive, of response and responsibility is put in correspondence with contemporary performance practice. Here, Waldenfels’ *Phänomenologie der Aufmerksamkeit* and especially his term “kinetic epoché” makes us acutely aware of contemporary dance and theatre aesthetics which are withdrawal-oriented – as the text strives to point out by example of the performances by Forced Entertainment and by Philipp Gehmacher and Vladimir Miller, which were shown during the festival.

KEYWORDS

Response, withdrawal, aesthetics, moving.

“Sprechen heißt in Tautologien verfallen”, schreibt der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges in seiner Erzählung *Die Bibliothek von Babel*: “Eine *n*-Zahl möglicher Sprachen verwendet den gleichen Wortschatz [...] aber das Wort *Bibliothek* könnte in einer andere Sprache *Brot* oder *Pyramide* oder irgend etwas anderes bedeuten [...] Bist du, Leser, denn sicher, daß du meine Sprache verstehst?”¹

Und wer könnte sich hier das verrückte Recht, gleich Sinn oder gar gleichen Sinn zu geben, nehmen? Doch ist uns Babel abhanden gekommen? Gilt dasselbe, wenn das Gleiche gilt? *All the Same – Was gilt, wenn alles gleich und gültig ist?* fragte das interdisziplinäre Festival *steirischer herbst’09* programmatisch – und schlug im Rahmen seiner Konferenz *Wahlverwandtschaften* eine Theorie-Stafette vor – jeder Vortragende durfte den folgenden Sprecher bestimmen und ihm das Wort überreichen. So hat

¹ Jorge Luis Borges: “Die Bibliothek von Babel”, in: ders.: *Die zwei Labyrinthe*, München: DTV 1986, S. 62.

sich die Konferenz ihrer Fragestellung auch formal genähert: im Gestus der weitergegebenen Einladung, der unbedingten, d.h. gleichursprünglichen jedoch nicht gleichgültigen, nicht vermeintlich und vermeidlich toleranten Gastfreundschaft, gleichursprünglich, sofern sie – wollen wir Jacques Derrida folgen – bereit ist, nicht zu wissen, was sie willkommen heißt, die also mit keiner Gegen-Gabe, mit keinem Tausch des Gleichen rechnen kann, als eine Art bedingungslose Adressierung des Anderen. Oder als eine Entfaltung, die den Charakter einer in der Sache liegenden Unabschließbarkeit markiert, sofern die faltenreiche Geste des Gleichen es gerade als nicht zurückkehrende Multipli-kation ‚plissiert‘, vervielfältigt, verunsichert.

Das ethische und politische Potential der *herbst*-Einladung lässt sich – thematisch und formal – in eine Art Antwort und Verantwortung (*response/ability*) des Singulären übersetzen, sofern es danach fragt, was das Singuläre zu verantworten hat, aber auch nachdem, was ihm gegenüber Verantwortung zu tragen hat: Im Wissen um den steten Entzug in diesem Oszillieren, um seine dekonstruktive *epoché*. Oder es geht, wie Bernhard Waldenfels in seinem Text *Was sich der Dekonstruktion entzieht* schreibt, um ein “responsives Geschehen”: “Wenn es Undekonstruierbares geben sollte, dann nur in der Dekonstruktion selbst derart, daß diese nicht von sich abläßt, sondern sich weiter zuspitzt [...] *Was sich der Dekonstruktion entzieht, das ist eben das, was sie in Gang setzt und in Gang hält...* Als responsives Geschehen hat auch die Dekonstruktion etwas Nachträgliches und eben darin etwas An-Künftiges.”²

Ich erlaube mir, diesen Text *gleich* in Korrespondenz zur Fragestellung *All the Same – Was gilt, wenn alles gleich und gültig ist?* zu setzen (in dieser auch zeitlichen Wendung dessen, was *gleich* passiert, nachträglich und an-künftig zugleich), sofern die Suche nach gleich gültigen Differenzen statt der gleichgültigen Indifferenz nur selbstverständlich und kritisch mit der dekonstruktiven Lektüre korrespondiert, gerade um Inkommensurables, Unvergleichbares, Ungleiches ins Spiel zu bringen und aporetisch aufs Spiel zu setzen – als gäbe es ein Vergleichbares, ein Gleiches. Denn nichts trennt vielleicht mehr als das Vergleichen. Doch erst Vergleichbares lässt sich differenzieren. Erst wer weiß, was Gehen ist, kann stolpern.

Es kann sich also in diesem *All-the-Same*-Staffellauf thematisch und formal um eine Art *responsives Geschehen* handeln: als Rückmeldung, Antwort, Reaktion, Resonanz, Echo auf das Singuläre und des Singulären selbst, als responsive Achtsamkeit, als Aufmerksamkeit für das Andere – ganz im Sinne

² Bernhard Waldenfels: “Was sich der Dekonstruktion entzieht”, in: Andrea Kern / Christoph Menke (Hg.): *Philosophie der Dekonstruktion*, Suhrkamp 2002, S. 332, 343f.

von Bernhard Waldenfels' *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*³. Dabei kann es, wie Waldenfels in *Was sich der Dekonstruktion entzieht* schreibt, nicht um die "Leer(en)formeln des ‚ganz Anderen‘" gehen, und auch nicht darum, "Normalität als solche in Angriff zu nehmen, sondern nur bestimmte Normalisierungstendenzen, in denen die Normalität ihre kontingente Herkunft verleugnet"⁴ – wie Derrida wiederum fordert, sich der radikalen Kontingenz des Anderen zu öffnen. So könnte man eine gleiche Gültigkeit auch im Sinne der Kontingenz denken: Denn in seiner irreduziblen Andersheit ist das Gleiche auch der Ort unwiderruflicher Kontingenz. Kontingenz als chiastische Spannung zwischen dem Weniger-als-Notwendigen und Mehr-als-Beliebigen; Kontingenz, die uns doch im Ereignis eines augenblicklichen Mitseins als weniger als beliebig und mehr als notwendig gilt, im unendlich kleinen Augenblick einer Gemeinschaft Gleicher, Gemeinschaft derer, "die keiner angehören" (George Bataille) und nur so gleich sein könnten, ohne jeden gleich gültigen Grund dafür, grundlos gleichberechtigt: Wie in der Liebe, in der wir erst unserer eigenen Singularität in all ihrer Inkonsistenz begegnen – ohne Symmetrie, Kalkül, Gegengabe. Wie in der Freundschaft – ohne Gleichgültigkeit, getarnt als Toleranz. Ein Denken der instabilen Gegenläufigkeit statt der vermeintlich toleranten Gleichgültigkeit, das sich der eigenen Uneinlösbarkeit aussetzt, das nur momentane Stabilisierung statt eines permanenten Gleichgewichts denkt – kann es wahrscheinlich eine Gleichheit geben, nur wo kein Grund dazu als gegeben gelten kann. So lässt sich der programmatische Chiasmus der Frage: *Was gilt, wenn alles gleicht und gültig ist?* als eine disjunktive Synthese, als eine falsche Alternative produktiv lesen.

Und bringen wir dem GleichGültigen Aufmerksamkeit, Interesse entgegen, indem wir ihm Interessen entgegensetzen, so geht es um ein Inter-esse eben als Zwischen-Sein, ein stets weiter bis ins Kleinste differenzierendes und nicht oppositionelles Oszillieren im Dazwischen, ein Interesse für Gleichheiten, die keine sind, für Gleichheiten, die nicht die Verträge, sondern die Vertragsbrüche denken. Ein Interesse für die Geste des Versprechens: Für das Versprechen des Singulären im doppelten Wortsinn dessen, was sich verspricht. Das Versprechen des Singulären auch im zwiefachen Genitivus, denn: Verspricht es oder wird es versprochen? Ein Interesse, das auch die paradoxe Darstellbarkeit von Gleichheiten mitdenkt, ein rhetorisches Interesse für Gleichnisse z. B., die die Ebene des Gesagten und die Ebene des

³ Bernhard Waldenfels: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004.

⁴ Bernhard Waldenfels: "Was sich der Dekonstruktion entzieht", l. c. , 341.

Gemeinten in einer intensiven, allerdings gegenläufigen Beziehung zueinander bringen, einer Beziehung, die diese zwei Ebenen einander gerade im Vergleichsmoment berühren lässt, um sie zu trennen: Geht es wohl hier vielmehr um vergleichbar Anderes, um die Aporien des Gemeinschaftlichen, um gleich Ungleiches, um zitternde Vergleiche und erschütterte Berührungen. “Alles kracht in den Fugen und schwankt. Die Luft erzittert vor Vergleichen. Kein Wort ist besser als das andere”, lautet das Ossip Mandelstam-Motto zu Peter Handkes Stück *Weissagungen*.⁵ Und das Stück reduziert übliche Vergleiche auf nichtssagende, angeblich voraus-sagende, rhetorische Gleichsetzungen, Tautologien, um die allzu voreilig ins Vertraute heimgeholtten Erfahrungen zu sprengen. Denken wir hier an Borges *Bibliothek von Babel*. “Alles Seiende berührt alles Seiende, doch das Gesetz des Berührens ist Trennung”, schreibt Jean-Luc Nancy in *Singulär plural sein*, “und mehr noch, es ist die Heterogenität der Oberflächen, die sich berühren [...] Bevor die Sprache Wort, Einzelsprache, Verbalität oder Bedeutung wird, ist sie dies: die Erweiterung und die Simultanität des MIT, insofern die eigentliche Kraft eines Körpers in dessen Eigenschaft besteht, einen anderen Körper zu berühren (oder sich zu berühren), was nichts anderes ist als seine De-Finition als Körper – jeder gleichbleibenden, gleichgewichtigen, im Gleichgewicht verbleibenden Finalisierung entzogen [...]”⁶

Aber was sollen die Zitate hier? Könnten sie als eine Art Alibi oder als eine Art Über-Setzung des singulär-pluralen Modus des Gleichen im Sinne einer programmatischen Öffnung für die Kontingenz des Anderen gelten? Vielleicht haben die a priori mehreren Teile, Bruchstücke dessen, was sich mit gleicher Gültigkeit übersetzen lässt, einander “zu folgen, doch nicht zu gleichen” – gedacht mit Walter Benjamins Figur der Beziehung zwischen Original und Übersetzung: “Wie nämlich Scherben eines Gefäßes, um sich zusammenfügen zu lassen, in den kleinsten Einzelheiten einander zu folgen, doch nicht so zu gleichen haben, so muß, anstatt dem Sinn des Originals sich ähnlich zu machen, die Übersetzung liebend vielmehr und bis ins Einzelne hinein dessen Art des Meinens in der eigenen Sprache sich an bilden, um so beide wie Scherben als Bruchstück eines Gefäßes, als Bruchstück einer größeren Sprache erkennbar zu machen.”⁷

⁵ Peter Handke: “Weissagungen”, in ders.: *Publikumsbeschimpfung und andere Sprechstücke*, Suhrkamp 1966.

⁶ Jean-Luc Nancy: *Singulär plural sein*, Berlin: Diaphanes 2004, S. 25.

⁷ Walter Benjamin: “Die Aufgabe des Übersetzers”, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Hg. R. Tiedemann u. H. Schweppenhäuser, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972ff., Bd. IV.1., S. 9-21, hier S. 18.

Einander puzzleartig “zu folgen, doch nicht zu gleichen”: dies wäre vielleicht eine mögliche Response auf die *All the Same*-Frage. Und zugleich – vergleichbar anders natürlich – auch eine, wie anfangs angedeutet, wahlverwandschaftliche Fortführung des Leitmotivs *vom sterischen herbst '08*, das die *Strategien zur Unglücksvermeidung in Listen schreiben* formalisiert hat. Diese listige Lust an der Liste, am Auflisten, am oft alphabetischen, aufeinander parataktisch folgenden Aufzählen der Dinge, die gleich zählen, die einander “zu folgen, doch nicht zu gleichen” haben, lässt sich in Korrespondenz zum Denken des gleich Differenten setzen, zum Denken des Gleichursprünglichen, das jeden Ursprung, jedes Original als eine Wiederholung und zugleich Widersetzung denkt: Um “Handlungsoptionen zu sortieren”, wie Veronica Kaup-Hasler im *sterischer herbst*-Editorial '08 formulierte und fragte: “Schärft sich nicht gerade in den kleinen, überschaubaren Bereichen das Unterscheidungsvermögen?”, was uns zum Thema des Kleinen und der Aufmerksamkeit bringt, zu Waldenfels’ *Phänomenologie der Aufmerksamkeit* – sofern das Gleichgültige auch das Unachtsame, das Achtlose benennt.

Denn, um wieder den Kontext des disjunktiven Vergleichs zu öffnen: Die größten Unterschiede sind vielleicht die kleinsten, und jene Antwort und Verantwortung des Singulären als Response korrespondiert mit einem Interesse für das Kleine, oder, mit Gilles Deleuze, für das Minoritäre, für die “liebevolle Potentialität des Minoritären”, dem wir uns widmen sollten, wenn “alles gleich und gültig” zu sein scheint. Auch wenn oder gerade weil uns diese Potentialität vielmehr nur als Versprechen gilt, in der vertrackten Ordnung des Versprochenen. Versprechen zu geben ist eine Gabe, die ihre eigene Vergeblichkeit vollzieht, die im Begriff ist, die geschlossene Ökonomie des Tausches, des Gleich-Gültigen, der adäquaten Begrifflichkeit zu brechen: Denn das Ereignis des Singulären ist unermesslich und vermessen zugleich. Es vermisst sich immer nur. Der Mensch, sei, so Nietzsche, ein Tier, das verspricht. So begründet das Versprechen als souveräne Kraft die Gesellschaft. Doch das hat nichts mit einer allzu glatten Performanz zu tun (die auch nicht auf die zeitgenössische Performance-Praxis ohne weiteres zu übertragen ist): Denn, so Werner Hamacher, “Was im Sprechakt des Versprechens geschieht, ist ein Aktverzicht [...] Insofern ist es reine Enthaltung [...] Andererseits wird Sprache erst im Versprechen als *eine* Sprache – als in sich einheitliche und für viele gemeinsame Sprache entworfen”.⁸ Als eine für viele gleich gültige.

⁸ Werner Hamacher: “Wilde Versprechen. Zur Sprache ‘Leviathan’“, in: Manfred Schneider: *Die Ordnung des Versprechens*, München: Wilhelm Fink 2005, S. 180ff.

So übt auch die zeitgenössische Performancepraxis – ganz im Sinne von Bernhard Waldenfels’ Formulierung einer “kinetischen Epoché” in seinem jüngsten Buch *Sinne und Künste im Wechselspiel* – immer wieder einen Aktverzicht aus, eine Enthaltung; und ruft zugleich in uns, Zuschauern, die Sehnsucht nach einer gemeinsamen, für alle gleich gültigen Sprache, erst durch ihr differenziertes Versprechen: “Ich verstehe darunter”, schreibt Waldenfels über den Begriff der *kinetischen Epoché*, “keine bloße Urteilsenthaltung nach dem Vorbild der antiken Skepsis, sondern ein Anhalten der gewohnten Bewegung, eine Suspendierung von Bewegungszielen und Bewegungsumständen, eine Erfindung von Gegenbewegungen, auch eine Überschreitung der vorgegebenen Bewegungsgrenzen.”⁹

Und gerade dieses Anhalten, diese Suspendierung und zugleich Überschreitung verleihen dem zeitgenössischen Tanz- und Performancegeschehen eine Art “I prefer not to”-Modus. Seine stets entzogene, gegenläufige Bewegung markiert gerade die Sehnsucht nach Mitteilung, die sich jedoch bis ins Kleinste teilt statt bloß mitzuteilen: Die Zuschauer-Frage lässt sich hier als Frage nach der Lust und List des Differenten, als verlustvolle Lust am Wahrnehmen des Gleichen denken, ist wohl die Unmöglichkeit der Gleichheit ihr konstitutives Moment. Unterstellt in Performance heute das performative Versprechen der gleichberechtigten Teilhabe eine Einheit? Oder verteilt es vielmehr die Mit-Teilung und die Teilnehmenden in plurale Singularitäten? Wie verteilt und vereitelt das Mitsein (als geteiltes Sein) jede festgemachte Gemeinschaft? Um eine neue zu ermöglichen? Gemeinschaft derer, die keiner angehören, Gemeinschaft ohne Gemeinschaft und Gleichheit ohne Gleiches, als Überschuss an Singularität. Denn die Idee des Mitseins setzt kein Gemeinsames einer Gruppe, keinen gleichbleibenden Plural voraus, sie setzt sich dessen Mangel aus. Erst über dieses Aussetzen ist ein Gefühl der Zusammengehörigkeit denkbar, die das Getrennte und Verschiedene zusammenzuhalten vermag – geht wohl Dasselbe dem Gleichen nicht aus dem Sinn, gerade wenn es den Verstand dabei zu verlieren scheint. Und würde jene Antwort und Verantwortung des Singulären etwas manifestieren, so wäre es vielmehr *ein Manifest weniger* (um den Titel von Gilles Deleuzes Text über eine Inszenierung von Carmelo Bene mit dem Titel *Ein Hamlet weniger* zu entwenden). Liebt wohl die Potentialität des Minoritären, des Kleinen vielmehr das, was zuwenig ist, als das was zuviel ist. Sehen wir wohl in Performance heute vielmehr

⁹ Bernhard Waldenfels: *Sinne und Künste im Wechselspiel. Modi ästhetischer Erfahrung*, Suhrkamp 2010, S. 234.

ikonoklastische Bilder, Szenographien, die ihr Verschwinden ausstellen und die Repräsentation hintergehen, indem sie Präsenz als markierte *Absenz*¹⁰ aufs Spiel setzen, nur versprechen. Und wird wohl ein gleich gültiges Verstehen immer schon als ein künftiges ausbleiben und durch die intentionale Instabilität immer schon suspendiert sein – statt in adäquate, gleichgültige Lesbarkeit aufzugehen.

So setzt das szenische Ereignis des Gleich-Gültigen aus, unzustellbar, ungerufen¹¹ in seiner Unentscheidbarkeit, Uneinlösbarkeit, Instabilität, als überbordete Ordnung – und ist zugleich bedingungslos adressiert, in möglichst präziser Auseinandersetzung mit den Möglichkeitsbedingungen des Szenischen. Denn ohne Auseinandersetzung mit den Bedingungen der Adressierung gäbe es kein Denken einer unbedingten Adressierung. Man muss aller Bedingtheit des Anderen ins Auge sehen können, um bedingungslos zu lieben. So bedingt, misst ab, vermisst, begehrt das Denken des Gleichen wohl vielmehr ein unbedingtes und zugleich vermisstes, ein potentielles Gleiches. Und auch dies bloß ein Versprechen. So markiert z. B. das szenische Ereignis in den Performances der englischen Theatergruppe *Forced Entertainment* stets Potentialität. Der traurige Clown in einer älteren *Forced Entertainment*-Performance *Bloody Mess* (2003) erzählt die Geschichte vom Anfang der Welt: “Some friends of mine call it potentiality. Things waiting to happen”, sagt er, als wollte er, er auch, seine Giorgio Agamben-Lektüre der Potentialität buchstabieren. Und sogleich kommt die Unterbrechung: Schreibt man *potentiality* eigentlich mit einem *l* oder mit zwei – will ein anderer Clown auf der Bühne gleich wissen. Ein kleiner Versprecher, der jede definitive Ordnung des Gleich-Relevanten chaotisch bricht. *Bloody Mess* verspricht – als ob dies ihr blutiger Ernst wäre – nur ein potentielles Ereignis, Nichts-als Ereignis, Nichts-als-Chaos: *Bloody Mess*. Und dies in nie endenden Listen, prägend für die Ästhetik dieser Performance-Gruppe. Und die beharrlichen, repetitiven Tonproben auf der Bühne “One two, two, two...”, die zwei Performer in der Gestalt von Bühnenarbeiter immer wieder ausführen und dadurch die Story immer wieder unterbrechen, setzen – als *responsives Geschehen* und *kinetische Epoché* zugleich – das szenische Geschehen voraus und zugleich aus, vergeben ihm als Latenz nur, als Probe eine Stimme: One, two, two, to...: potentiell: “things waiting to happen”, könnte man wohl im Englischen *two* und *to* homophon kurzschließen: Die

¹⁰ Vgl. dazu Krassimira Kruschkova (Hg.): *Ob?scene. Zur Präsenz der Absenz im zeitgenössischen Theater, Tanz und Film*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2005.

¹¹ Vgl. dazu *Ungerufen. Tanz und Performance der Zukunft / Uncalled. Dance and performance of the future*, hg. Sigrid Gareis / Krassimira Kruschkova, Berlin: Theater der Zeit 2009.

Unabschließbarkeit eines doppeldeutigen *to* – und sein minoritäres Ereignis, *something waiting to happen*. Die Desartikulationen jeder versprochenen Ordnung als Versuchsanordnung werden bei *Forced Entertainment* oft von einer Aufstellung der Performer frontal zum Publikum markiert, die angefangene Geschichten immer neu aufgeben, aufzählen, parataktisch auflisten. Das Spiel der gebrochenen Worte, Versprechen und Herzen setzt stets ein und aus, um immer neu die lineare Ordnung der Referenz, der Repräsentation, des Relevanten, des repräsentativen Gleichnisses, des Kalküls des Adäquaten, des Gleichen, der Gegen-Gabe mit der vertrackten Ordnung des szenischen Nicht-Geschehens zu brechen, in Berührung zu setzen.

Um eine nur versprochene, potentielle Geschichte geht es auch in der Performance *Void Story* (2009) von *Forced Entertainment*: Eine vermisste, leere, fehlende Geschichte, in der die Simultaneität der Erzählebenen diese vielmehr einander entgegensetzt. Denn das Genre dieser Arbeit ist weder mit einem Fotoroman, noch mit einer Science-Fiction, noch mit einem Hörspiel gleichzusetzen, sondern nur inkommensurabel zu vergleichen, es oszilliert heterogen und gleich-gültig zwischen diesen möglichen Format-Annäherungen: Um Stimme und Bild in einer verblüffenden, nichtillustrativen Buchstäblichkeit zu doublieren und doch auseinander zu halten, fast parataktisch gleich-gültig aneinander zu reihen statt simultan zu übersetzen: Um die Figuren nicht nur akustisch zu multiplizieren, sondern auch visuell zu vervielfachen, um ihre Konturen immer wieder zu verlieren oder sie an den Rändern zittern zu lassen. Keiner ist hier mit sich gleich, jedes Ich verspricht sich, da es mehr als ein und zugleich kein mit sich gleiches Ich mehr verspricht. Ein unheimliches Interesse für Belanglosigkeiten mitten im enorm Katastrophischen, das von einer *liebvollen Potentialität*, von einer ganz und gar ungleichgültigen Aufmerksamkeit für das Minoritäre, für das Kleine zeugt – und auch so ein Interesse erzeugen kann. Destabilisiert werden die Phantasmen der Identität und des Unmittelbaren: In einer verblüffenden Synästhesie statt der Anästhesie des Gleichgültigen sind hier Stimmen zu sehen und Bilder zu hören, vielmehr als ihre eigenen Doppelgänger, Gespenster in der gleichgültigen, düsteren Computerspiellandschaft dieser “Reise in die Nacht, so dunkel, dass kein Stern zu sehen ist”, so eine Zeile aus *Void Story*.

Keine Sterne zur Orientierung, keine Übersicht, immer nur Ausschnitte und Doppelgänger mitten im gleich-gültigen Raum der Projektionen auch in der choreographischen Videoinstallation von Philipp Gehmacher und Vladimir Miller *dead reckoning* (2009): Eine Arbeit, in der die Differenz aus jedem Blickwinkel winkt und uns immer blinzeln lässt – als wären wir, wie in Heiner

Müllers *Bildbeschreibung*, auf der Suche nach der “Lücke im Ablauf”, nach dem “vielleicht erlösenden Fehler”, nach der Zerstreuung “zwischen Blick und Blick” statt nach einer Bildentität.¹² Und zugleich immer wieder beim zuschauenden Begehen der Installation eine Art “Angst, daß der Fehler beim Blinzeln passiert”.¹³ Kein mit sich gleiches Bild, nur ineinander übersetzte virtuelle und reale Bruchstücke, Scherben einer anderen szenischen Sprache, einer Sprache des anders Szenischen, ohne letzte Gewissheit des Gleichen und deshalb nicht gleichgültig, vielmehr berührend in der immer neu vermissten Berührung zwischen den choreographisch gleich gültigen, gleichberechtigten drei Tänzerfiguren: einer Berührung, die sich irgendwo in den Spalt zwischen den vier Projektionsflächen verliert. Eine visuelle Parataxe, die die Gleichgültigkeit ihrer Teile in Vexierbildern changieren lässt, die jede “Normalität ihre kontingente Herkunft” (Bernhard Waldenfels) verraten lässt.

Das Gleiche ist von Ambivalenz gezeichnet, ohne dass wir auf seinen Grund kommen könnten, auch wenn es uns so sehr darauf ankommt. Es teilt sich bis ins Kleinste, sodass seine gründlich abgründige Verbindlichkeit je ausweichender umso zwingender wird – ausharrend in der Aporie der Unentscheidbarkeit, als Halt und Haltung der Gebrochenheit, jenseits absoluter Referenzansprüche und Gültigkeiten. Das Gleiche setzt sich stets seinem Aussetzen aus. Und wird gerade über seine Lücke vertraglich figuriert. Es versäumt sich unerträglich – darin liegt aber seine Vertragskraft. Seinem nichtkalkulierbaren Einbruch ist der Bruch immer gleichursprünglich. Das Denken des Gleichen hat eine Schwäche, eine Schwäche *für* die Potentialität des Anderen.

Ist nicht jedes augenblickliche Ereignis des Gleichen gerade mit dieser Verunsicherung verbunden – ob es überhaupt eines war? Erst aus den Fugen geraten, zeigt es sich in all seiner Unverfügbarkeit: Als gleiche Gültigkeit, die eine Nicht-Identität als ursprünglich denkt, als gleichursprünglich; Gültigkeit, die auf Mangel, Hunger basiert. Man kann sie nur haben, wie man Hunger hat. Antonin Artaud suchte dem, was man Kultur nennt, Vorstellungen abzugewinnen, deren lebendige Kraft mit der des Hungers identisch sei. In Performances heute alteriert die Absenz die Präsenz, variiert und irritiert sie zugleich. So signiert das Ereignis des Gleichen seine Vakanz – als Alterität der Präsenz, der nie gegebenen, als wäre sie immer schon ein Phantomschmerz gewesen:

¹² Heiner Müller: “Bildbeschreibung”, in Frank Hörnigk (Hg.): *Heiner Müller Material*, Leipzig: Reclam jun. 1989, S. 14.

¹³ *Ibid.*

Wie die hyperbolisierten Verletzungen der Protagonisten in *Void Story*, die trotzdem immer wieder überleben (das Ende bleibt allerdings offen), als wären sie selbst bereits amputiert, ganz ausgesetzt und ihr Schmerz nur ein Phantom, oder als wäre die separierte Stimme Phantomschmerz des Bildes, ein schmerzendes Nichts – ganz dem Anderen ausgesetzt. Wie der Schnitt, d.h. das filmische Nichts im Spalt zwischen den Projektionsflächen in *dead reckoning*, in den unsere Zuschauer-Blicke stürzen: Auf der Suche nach der Lücke im Ablauf der Tautologien und Parataxen des Gleichen, nach dem *Gleichsetzen des Nichtgleichen*¹⁴ – so der Titel des bevorstehenden Vortrags von Bernhard Waldenfels, dessen *Studien zur Phänomenologie des Fremden* die Fragestellung *All the Same – Was gilt, wenn alles gleich und gültig ist?* klar kontextualisieren. In seiner *Phänomenologie der Aufmerksamkeit* schärft Waldenfels unseren Blick – und lässt ihn zugleich oszillieren – “zwischen Auffallen und Aufmerken”, dort, wo “etwas auf uns zukommt, bevor wir darauf zugehen”¹⁵, in all der Simultaneität des Nachträglichen und An-Künftigen eines *responsiven Geschehens*. (An dieser Stelle reichte die Autorin – im Sinne des Stafetten-Konzepts der Konferenz *Wahlverwandtschaften*, in aller Verbundenheit und Verbindlichkeit – das Wort Bernhard Waldenfels über.)

¹⁴ Vgl. dazu: Bernhard Waldenfels, “Der Prozeß der Entgleichgültigung”, in: *steirischer herbst festival, herbst. Theorie zur Praxis, 2009*, S. 8-13.

¹⁵ Bernhard Waldenfels: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*, l. c.